

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

4. Si fractus illabatur orbis

Das höchste Gesetz.

Prinzregent. Luitpold von Bayern hat die Feier seines 80. Geburtstages zu einer politischen Kundgebung benutzt. Die Augsburgener Abendzeitung berichtet: Bei dem heutigen diplomatischen Empfang sprach der Prinzregent den sämtlichen Staatsministern sein unbegrenztes und unwandelbares Vertrauen aus und beschenkte jeden einzelnen Minister mit seinem Bildnis in silbernem Rahmen und mit der eigenhändigen Unterschrift:

»Salus publica summa lex est«

(Das öffentliche Wohl ist das höchste Gesetz.)

Dieser Ausspruch weckt die Erinnerung an das Diktum, das der Kaiser in das goldene Buch der Stadt München eingetragen hat:

»Suprem a lex regis voluntas«

(Das höchste Gesetz ist der Wille des Königs.)

Nach den „M. N. N.“ sagte der Prinzregent zu den Ministern: „Ich fühle mich Ihnen zu Dank verpflichtet für die treue Mitarbeit und will die Erhebung des Ministerpräsidenten Freiherrn v. Crailsheim in den Grafenstand als einen sichtbaren Ausdruck meines Vertrauens zum Gesamtministerium betrachten wissen.“

Der Wahlspruch, wie der Prinzregent ihn niederschrieb, entspricht nicht wörtlich der ursprünglichen Fassung: Salus populi suprema lex esto, das Wohl des Volkes soll das oberste Gesetz sein! hatte Cicero einst den Machthabern zugerufen. „Das Gemeinwohl ist das höchste Gesetz“ heißt es in der Unterschrift des Regenten, und darin liegt der Ausdruck einer Ueberzeugung, die das, was der Römer als eine Forderung ausgesprochen, als eine Thatsache, eine natürliche Notwendigkeit erkannt hat! Im Sinne dieser Ueberzeugung handelte der Regent, als er in hohem Alter, in einem Augenblick tragischer Verwicklungen die Zügel der Regierung ergriff, und in diesem Sinne hat er nun schon anderthalb Jahrzehnte seines hohen Amtes gewaltet, in steter Ruhe und leidenschaftloser Festigkeit dem folgend, was er als recht erkannt, der Einsicht erprobter Ratgeber vertrauend, deren Wege er niemals von „verantwortlichen“ Einflüssen durchkreuzen ließ, an keine Partei die Krone ausliefernd, alle Macht aber, die auch heute, im konstitutionellen Staat, die Krone besitzt, in den Dienst der allgemeinen Wohlfahrt, des „gemeinen Wohls“ stellend.

Si fractus illabatur orbis!

Schon reiten die Schützen wieder im Osten von Transvaal und der Knall der Büchsen tönt von den Bergen wider. Tief niedergedrückt soll Chamberlain gewesen sein, als er im Unterhause erklärte, daß Botha nicht bereit sei, auf die Friedensanerbietungen, die Ritchener im Auftrage der Londoner Regierung gemacht hatte, einzugehen. Und in wie vornehmer Form hat Botha geantwortet! Als ob er die diplomatischen Lehren, die Bismarck zur Zeit der Emscher Depesche nach Ems und Paris ergehen ließ, sich in vollendeter Form zu eigen gemacht hätte! Er erklärt sich außer stande, die Friedensvorschläge Ritcheners „der ernstern Erwägung seiner Regierung zu empfehlen“ — die Regierung und alle seine obersten Offiziere stimmten darin überein. So feinsinnig, wie der Monarchist den König, behandelt der Ober-

kommandant der Buren hier die fast nur durch die Vereinigtheit geschützte Regierung seines jungen Staates, der seit wenig mehr als einem Jahre erst der Politik im großen Stil, den lebensschaffenden und lebenvernichtenden Staatsnotwendigkeiten, der Weltgeschichte ins Nuttz blickt. Bereits sollen die hierauf bezüglichen Schriftstücke dem englischen Unterhause zugegangen sein. Merkwürdigerweise aber schweigt der Telegraphendraht bis zu dieser Stunde gänzlich davon.

Unser Londoner Berichterstatter wußte bereits nachts zu melden, daß die Verhandlungen mit Botha gescheitert seien an der Weigerung der Londoner Regierung: die von Botha geforderte Autonomie der inneren Verwaltung unter selbstgewählten Burenführern zuzugestehen, endgiltige Friedensverhandlungen mit Schalk Burger und Steijn zu führen und die sogenannten Kaprebellen zu begnadigen. Botha nahm nach diesem Telegramm bereits am Sonnabend die Operationen wieder auf und besetzte die Delagoabahn. Ritcheur hingegen soll erklärt haben, die englischen Truppen seien gegenwärtig unfähig, ihrerseits die Offensive zu erneuern ohne dringende Verstärkungen. In London ist jedenfalls die Stimmung überaus gedrückt.

Auf die Formulierung der abgelehnten Londoner Vorschläge kommt aber in der ersten Freude über diese männlichstolze Haltung der fechtenden Buren nicht so viel an, als auf die Thatsache, daß die Buren wirklich vom Heroismus berührt sind und von den Gefinnungen, die er wirkt, getragen werden auch über die Unebenheiten und durch das Düstere ungünstiger Zeiten. Sie wandeln wie durch das innere Dunkel eines Berges; aber sie haben den Glauben nicht verloren, daß sie das rettende Licht des Auswegs in's Freie eines Tages erblicken werden; die Starken unter ihnen sehen es vielleicht schon!

Transvaal und Orange sind wieder unzerreißbar vereint auch vor den Blicken der von draußen Epähenden. Nicht nur Steijn und de Wet, auch Schalk Burger und Botha wollen weiter fechten; letztere Beiden vertreten ja eine fortgeschrittenere, liberalere, modernere Auffassung im Burenlager; aber — wir haben es ja gehört — „nachgiebig“ ist auch Louis Botha nur „bis an die Säume des Rechts; dort werden wir mit unsern Büchsen Wache halten.“

Von Tag zu Tage mehr erfüllt sich wirklich vor unsern Augen das Bild, das ein Mitkämpfer im Burenheere von der Zeit nach dem großen Zusammenbruch, nach Roberts Einzug in Bloemfontein, entworfen hat:

„In den harten Köpfen hat sich ein neuer, vollkommener Gedanke vom Staatswesen Bahn gebrochen. „Die nächsten Jahre werden entscheiden, ob diese Bauern verdienen, eine Nation zu heißen“ — sagte im Juli ein gebildeter Deutscher in Johannesburg, der selbst eine Burentochter geheiratet hat, zu mir. Ob sie es verdienen? Sie sind durch den Krieg in ihrem Volksbewußtsein und in ihrer Auffassung von Disziplin und Staat weitergekommen als durch 20 Jahre Frieden. Derselbe Mensch, der zunächst außer an Freiheit auch wohl mal an ein Klavier dachte, das er für Frau und Kind als Beutestück auf den Ochsenwagen legen mochte, woran denkt er jetzt, nachdem man ihm Frau und Kind, Ochsenwagen und Farn genommen hat? Nicht mehr an sein eigenes Gut, nur noch an das beste aller, an das Vaterland. Blut, aus Kampfeswunden geflossen, ist doch das beste Taufwasser eines Volkes, Blut ist doch der beste Kitt für die Fugen eines Staates, Blut ist immer noch ein ganz „besonderer Saft.“

Für England erscheint diese Entwicklung als sehr düster. In China drängen die russischen Soldaten mit Laufgräben und Schanzen, in Persien herrscht Unruhe. Für Südafrika fehlt es an Menschen fast noch mehr als an Pferden. Mit dem Imperialismus stockt es. Kanada will trotz Sir Lauriers Bitten keinen weiteren „Blutzoll“ zahlen; in Australien stöhnt die nicht fanatisch entgeisterte Presse auch schon darüber, daß durch die australischen Kontingente die besten Arbeitskräfte den Farmen und dem Industriemarkt entzogen werden, — es sind viele Zeichen, die Unheil wider Großbritannien deuten.

Roberts soll auf eine Anfrage, wann der Krieg denn nun wohl enden würde, sich in die Tunika des Jugurn und Haruspex gehüllt und geantwortet haben: „Es sei unmöglich, eine Meinung darüber zu äußern: er hoffe jedoch, daß in den fähigen Händen Kitcheners der Friede über kurz oder lang wieder hergestellt werden würde.“ Sicherlich wird „über kurz oder lang“ der Friede wieder hergestellt werden; von wo aus er diktiert werden wird, von London oder von den Zoutpansbergen aus, — darauf kommt es indessen an. Möge auch Europa mit größerem Verständnis der weiteren Entwicklung folgen! Heute wollen wir nicht Berechnungen aufstellen über das nächste Wie? und Wo? der Kriegsentwicklung. Heute gilt der Tag allein der Freude, daß im Burenlager kein Duestenberg hat wirken können; er gilt dem Stolz auf unsere niederdeutschen Vettern, die dem Wahrwort ins Angesicht zu sehen verstanden: „Si fractus illabatur orbis — Impavidum ferient ruinae.“ D. Z.

Rundschau auf das moderne Rechtsleben.

Hannover, 31. Oktober. Ueber einen schweren polizeilichen Mißgriff bringt der Hannoverische Anzeiger eine eingehende Mitteilung der wir folgendes entnehmen. Eine Dame aus Ronnenberg, Schwester eines Hofbesizers und Schwägerin eines hiesigen angesehenen Geschäftsmannes, besorgte hier Einkäufe. Dabei wurde sie längere Zeit von einem reduziert aussehenden jüngeren Menschen verfolgt. Als die Dame dann aus einem Laden an der Georgstraße heraustrat, forderte der Mensch einen Schutzmann auf, die Dame festzunehmen, da sie seiner Logiswirtin Unterröcke (!) gestohlen habe. Sofort hielt der Schutzmann die Dame an. Diese, aufs äußerste bestürzt, nannte Namen und Wohnort, gab auch die Adresse ihres hier etablierten Schwagers an. Gleichwohl schritt der Schutzmann zur Verhaftung. Die Dame bat, zu ihrem Schwager, der ganz in der Nähe wohnt, geführt zu werden, vergebens. Der Schutzmann brachte sie zum Polizeibureau nach der Herrenstraße. Dort wurde die Dame trotz aller Beteuerungen einem längeren Verhör unterworfen, da auch der Distriktskommissar auf die Denunziation einging. Und nun kommt das Angeheuerlichste von der ganzen Geschichte. Die Dame mußte sich in Gegenwart des jungen Menschen eine peinliche Untersuchung gefallen lassen, die dem „Herrn“ Gelegenheit gab, die sämtlichen Unterkleider der Damen zu mustern! Inzwischen war der Schwager der Dame von anderer Seite benachrichtigt worden. Er erschien sofort auf dem Bureau, legitimierte seine Schwägerin, die überhaupt nie hier gewohnt hat, und verlangte deren sofortige Freilassung. Dabei stellte sich heraus, daß der Denunziant ein stellenloser Kellner ist. Dieser gab nun auch zu, sich